

Matthias Stiehler

Familien brauchen gute Väterlichkeit

Vortrag auf dem 2. Stiftungstag

der Hans-Joachim Maaz – Stiftung Beziehungskultur, 25.11.2017

Ich möchte über die Bedeutung guter Väterlichkeit für die Entwicklung der Kinder sprechen. Es ist ein wichtiges Thema, insbesondere auch, weil es dabei um die komplementäre Seite zu Mütterlichkeit geht.

Aber ist Ihnen eigentlich bewusst, dass in unserer Gesellschaft überhaupt nicht über „Väterlichkeit“ gesprochen wird?

Von Vätern ist natürlich viel die Rede. Es wird gesellschaftlich zunehmend gefordert, dass sie sich aktiv in die Kindererziehung einbringen. Man denke nur an das politische Instrument der sogenannten „Vätermonate“. Hier wird über einen finanziellen Hebel versucht, dass sie wenigstens zwei Monate zu Hause bleiben und sich um den Nachwuchs kümmern. Zugleich aber ist es kein Thema, ob die Väter eine gegenüber der Mutter eigenständige Rolle einnehmen. Glauben wir der derzeitigen Sicht, dann geht es allein darum, dass sie die Mütter entlasten.

Das hat zwei Gründe: Zum einen möchten immer mehr Mütter möglichst wenig Belastungen durch die Kinderbetreuung ertragen. Sie möchten so schnell es geht wieder „ihr“ Leben jenseits der Familie im Beruf führen. Der zweite Grund aber hat mit den Interessen der Wirtschaft zu tun. Immer mehr Betriebe möchten nicht auf die hoch qualifizierten Frauen verzichten. Sie sollen schnell wieder zurück an ihren Arbeitsplatz kommen. Das ideologische Paradoxon der Gegenwart lässt sich demnach als eine Verbrüderung von Feminismus und Wirtschaftskapitalismus beschreiben.

Und die Mütterlichkeitslücke, die dabei entsteht, sollen neben den Kinderkrippen die Väter schließen. Die aktiven Väter sind also nicht nur erwünscht, sie sind regelrecht gefordert. Aber dabei geht es nicht um die grundlegenden Bedürfnisse der Kinder und auch nicht um Väterlichkeit.

Fragen wir dennoch nach den Vorstellungen, die unsere Gesellschaft von Väterlichkeit hat, dann stoßen wir fast ausschließlich auf Negativbeschreibungen. Es wird dann von sogenannten „traditionellen Vätern“ gesprochen. Charakterisieren lassen sie sich in zweifacher Weise: durch den „autoritären Vater“ und den „abwesenden Vater“.

Der autoritäre Vater ist der, der seine Interessen und Ansichten mit verbaler und vielleicht auch körperlicher Gewalt durchsetzt. Es ist der, der nicht auf die Bedürfnisse und Interessen seiner Kinder achtet.

Das trifft auch auf den abwesenden Vater zu. Er entzieht sich seinen Kindern und ist für sie nicht erreichbar. Das kann physische Abwesenheit bedeuten, häufiger noch ist dies eine emotionale Abwesenheit. Der abwesende Vater ist nicht offen für die Seele seiner Kinder, für ihre Nöte und Freuden. Die Kinder wachsen ohne ausreichende emotionale Resonanz ihrer Väter auf.

Diese traditionellen Bilder vom Vater werden heute zurecht abgelehnt. Zugleich aber wird die Lücke, die durch die Ablehnung entsteht und von der schon Alexander Mitscherlich sprach, als er uns auf dem Weg zu einer vaterlosen Gesellschaft sah, bis heute nicht positiv gefüllt. Und so wissen die Männer, die aktiv ihre Vaterschaft leben möchten, eigentlich nur, was sie nicht wollen: Sie wollen kein abwesender und kein autoritärer Vater sein. Aber was dann?

Eine eigenständige, also von den Müttern abgegrenzte Rolle der Väter wird in der heutigen gesellschaftlichen Diskussion abgelehnt. Damit aber entsteht ein neuer Vätertypus: der des „unväterlichen Vaters“. Er lässt sich etwas pointiert als Mutterersatz und als Spielkamerad der Kinder beschreiben.

Schauen wir auf die Seite der Kinder, dann fallen beunruhigende Tatsachen auf, die durch den Mangel an Väterlichkeit zutage treten. Längst ist ein Trend zur Infantilisierung unserer Gesellschaft zu erkennen, also einer Tendenz, sich gegen das Erwachsenwerden und ein Leben in eigener Verantwortung zu stemmen. Als Grund ist eine zunehmende Haltlosigkeit der Heranwachsenden zu nennen. Sie bekommen von ihren Eltern zu früh zu viel Entscheidungsmacht und zu wenig Führung.

Die Haltlosigkeit der Kinder bildet sich im späteren erwachsenen Leben in Selbstviktimsierung – also sich selbst zum Opfer erklären – oder auch Respektlosigkeit ab. Beispiele hierfür kann sicher jeder zahlreich benennen. Ich möchte an dieser Stelle nur eines erzählen: Während ich diese Zeilen auf einer Zugfahrt schreibe, telefoniert eine junge Frau. Als ein Mann, der unmittelbar hinter ihr sitzt, sie bittet, ihr Gespräch zu beenden, weil sie sich in einer Ruhezone befinden, sagt sie genervt ins Telefon: „Wir müssen jetzt Schluss machen. So ein Mann macht hier Stress.“ Es wird in diesem Zusammenhang bereits von der „Me Me Me Generation“, also von der „Ich Ich Ich Generation“ gesprochen.

Das Beispiel ist auch interessant, weil es zeigt, dass sich diejenigen, die auf Regeln und Strukturen aufmerksam machen, damit schnell unbeliebt machen. Sie nerven, sie sind unbequem. Die Väter, die nicht väterlich sein wollen, die „unväterlichen Väter“ also, gehen genau dieser Konfrontation aus dem Weg. Sie wollen beliebt sein, sie wollen keine eindeutigen Forderungen stellen, sie wollen ihre Kinder nicht begrenzen.

Selbstverständlich zeichne ich dieses Bild gerade sehr einseitig. Kaum ein Vater wird auch mal um eine klare Ansage herumkommen. Aber die Richtung ist eindeutig.

Um zu einem positiven Verständnis von Väterlichkeit zu gelangen, müssen wir auf die erste Lebenszeit eines Kindes schauen, denn hier zeigen sich biologischen Unterschiede zwischen Müttern und Vätern, die für die Entwicklung eines Kindes von entscheidender Bedeutung sind und die die Ursprünge von Väterlichkeit und Mütterlichkeit begründen.

Während ein Kind in der Mutter heranwächst und diese somit selbstverständlich da ist, gilt das für den Vater nicht. Die Mutter ist die selbstverständlich Gegebene, die umsorgt, behütet und nährt. Das beginnt bereits während der Schwangerschaft und setzt sich nach der Geburt fort bzw. sollte sich fortsetzen. Diese selbstverständliche Verbundenheit zwischen Mutter und Kind kann nicht überschätzt werden. Sie ist die Grundlage für unser ganz eigenes Verhältnis zur Mutter – und auch zum Mütterlichen insgesamt.

Der Vater hat keine so selbstverständlich gegebene Beziehung zum Kind. Er ist derjenige, der zu der ursprünglichen Mutter-Kind-Beziehung hinzukommt. Seine Aufgabe besteht in der Triadifizierung. Das heißt: Der Vater ist der hinzukommende Dritte, der jedoch gerade dadurch seine Bedeutung erhält. Denn für die Entwicklung eines Kindes ist es von entscheidender Bedeutung, dass die ursprüngliche, innige Mutter-Kind-Beziehung allmählich gelockert wird. Nur so wird es möglich, dass sich die Kreise des Kindes erweitern, dass es Neugier auf die Welt entwickelt und zunehmend eigenständig wird.

Dies ist natürlich kein einmaliges Ereignis, sondern setzt sich über die gesamte Kindheit und sogar darüber hinaus fort. Es geht um einen sozialen Reifungsprozess, bei dem die Erweiterung der Erfahrungskreise dem Stand der Kindesentwicklung gemäß erfolgen müssen. Eine zu schnelle Lösung von der Mutter wirkt für das Kind verstörend und verunsichernd. Das wissen wir aus den Krippenerfahrungen der DDR und dieses Experiment wird gerade in unserer heutigen Gesellschaft wiederholt.

Aber gerade deswegen ist der Vater wichtig. Er löst nicht die Mutter in Gänze ab, es geht schon gar nicht um Konkurrenz. Vielmehr tritt er zu der bestehenden Mutter-Kind-Beziehung hinzu. Und dabei übernimmt er wesentliche Funktionen, die wir als „Väterlichkeit“ identifizieren.

Zunächst erst einmal entlastet er die ursprünglich exklusive Zweierbeziehung von Mutter und Kind. Die Mutter bekommt wieder etwas mehr Luft, das Kind entdeckt, dass es eine Welt auch jenseits der Mutter gibt. Es lässt sich ein wenig pathetisch sagen: Auf dem Arm des Vaters entdeckt das Kind, dass es von der Mutter unterschieden ist.

Damit entwickelt sich für das Kind Beziehungsvielfalt und Beziehungsdifferenzierung. Ein Kind erfährt sich in Beziehung zur Mutter und in Beziehung zum Vater und erlebt dabei Unterschiede. Zugleich aber erlebt es auch zunehmend Interaktionen zwischen Mutter und Vater, an denen es selbst nicht beteiligt

ist. Damit ist der Prozess der Triangulierung – also der durch das Hinzukommen des Vaters angestoßene Entwicklungsprozess im Kind – nicht nur wichtig für die Entwicklung von sozialer Kompetenz, sondern auch für die Herausbildung eines stabilen Selbstgefühls.

Das bedeutet, dass ein Kind im Zusammenspiel von Mutter, Vater und ihm selbst zu einem sozial kompetenten und immer eigenständigeren Wesen wird. Jedoch ist dieser Prozess für Kind und Mutter ambivalent. Der Vater entlastet durch sein Hinzukommen die Mutter und führt das Kind aus der Enge, aber er stört auch die Behaglichkeit. Er irritiert die Mutter-Kind-Beziehung, er begrenzt sie.

Väterlichkeit lässt sich demnach als herausfordernd, befreiend, vorantreibend, aber auch störend und begrenzend beschreiben. Sie ist wichtig, aber zwangsläufig auch unangenehm. Mit väterlichem Handeln macht man sich nicht unbedingt beliebt.

Die Aufgabe des Vaters als Hinzukommendem ist in ihrer Konsequenz der mütterlichen Aufgabe gleichwertig. Ohne Triangulierung bleibt ein Kind in der Symbiose zur Mutter stecken, hat es noch als Erwachsener schwer, eigenständig zu werden und sich der Unbill des Lebens auszusetzen. Noch ein Viertel der jungen Männer lebt mit 29 Jahren im „Hotel Mama“.

Und was für das Kind gilt, gilt ebenso für die Mutter. Mütter sind tendenziell stärker selbst noch mit ihren erwachsenen Kindern identifiziert. Beispielhaft steht hier die Aussage vieler Mütter, wenn ihre erwachsenen Kinder aus der elterlichen Wohnung ausziehen. Sie sagen, dass ihnen damit „ein Stück aus der Seele gerissen“ wird. Auch Mütter brauchen die Hilfe ihres Partners.

In der frühen Zeit des Kindes äußert sich die starke Identifikation der Mutter mit dem Kind im sogenannten Gate-Keeper-Verhalten. Es ist ein Kontrollverhalten, das Mütter über die Vater-Kind-Beziehung ausüben. Demnach soll der Vater sich schon um das Kind kümmern. Aber er soll es so tun, wie es die Mutter für richtig hält. Dieses Kontrollverhalten von Müttern, aber auch das „Hotel Mama“ sind Ausdruck mangelnder Triangulierung. Die Mutter-Kind-Beziehung hat sich zu wenig gelöst.

Hier sind Väter in ihrer Väterlichkeit gefordert. Ihre Aufgabe ist es nicht, die Mütter zu ersetzen, sondern den Ablösungsprozess des Kindes von der Mutter zu befördern.

Die Ambivalenz dieser Aufgabe ist deutlich: Der Vater gibt dem Kind Halt und der Mutter Sicherheit. Aber sein Handeln ist für beide ebenso unangenehm. Viele Männer kennen die Vorwürfe ihrer Frauen, sie seien zu hart und lieblos. Und viele Männer scheuen den Konflikt und halten sich zurück.

Das Aushalten von Konflikten, die Standhaftigkeit, auch gegen Widerstände das für richtig Erkannte zu tun, ist als „Vaterkraft“ zu bezeichnen. Diese Kraft fehlt in der heutigen Zeit vielen Vätern, egal ob es sich um sogenannte „neue“ oder sogenannte „traditionelle Väter“ handelt.

Als Beispiel möchte ich eine Klientin anführen, die mit großen Ängsten vor einer tödlichen Krankheit in meine Beratungsstelle kam. Die Exploration ergab, dass ihre Mutter sehr ängstlich war und dies die Tochter beständig spüren ließ. Jede potenziell gefährliche Aktivität wollte die Mutter unterbinden. Dagegen schwärmte die Klientin von ihrem Vater, der ihr viel mehr erlaubt hätte. Unter seiner Aufsicht durfte sie auf Bäume klettern und mit dem Roller bis an die Straße heranfahren, was die Mutter nie erlaubt hätte. Das Problem war jedoch, dass diese Freiheit nur galt, wenn der Vater mit seiner Tochter allein war. Sobald die Mutter dabei war, galt deren Meinung. Damit war der Vater zwar der „Gute“, aber genau betrachtet ließ er seine Tochter im Stich.

Väterlichkeit ist gekennzeichnet durch Begrenzung, durch Strukturierung, Prinzipienfestigkeit, Standhaftigkeit, Verantwortung und durch die Konfrontation mit der immer wieder auch unangenehmen Realität. Und auch wenn all das manches Mal Ärger und Widerstand beim Kind hervorruft, sind die Forderungen, die in der väterlichen Aufgabe enthalten sind, an den Notwendigkeiten *für* das Kind orientiert.

Hier können wir auch die eindeutige Unterscheidung zwischen dem autoritären Vater und dem im besten Sinne väterlichen Vater erkennen. Der autoritäre Vater setzt seine Interessen – oder manches Mal auch die der Mutter, in deren Auftrag – durch. Er achtet nicht auf die Interessen und Notwendigkeiten des Kindes. Der väterliche Vater ist hingegen am Kind orientiert, an dessen Bedürfnissen nach Halt, Struktur und Führung. Diese Väterlichkeit ist für eine gute Entwicklung des Kindes von zentraler Bedeutung.

Zwei Punkte möchte ich zum Abschluss benennen, die mir beim Thema Väterlichkeit wichtig sind, auch um Missverständnissen vorzubeugen.

Zum ersten ist es die Geschlechtsspezifität, die in den Themen Väterlichkeit und Mütterlichkeit enthalten ist. Diese Geschlechtsspezifität nimmt ihren Ausgangspunkt in der frühen biologischen Funktion der Mutter, wie ich sie beschrieben habe. Selbstverständlich ist es möglich, dass der Vater mütterliche Funktionen übernimmt. Wenn die Mutter hier stark begrenzt ist, kann das manchmal die einzige Chance für das Kind sein. Dennoch müssen wir uns verdeutlichen, dass solche Rollenwechsel immer auch eine Leidensgeschichte beinhalten. Die frühe Entwicklung eines Kindes braucht die geschlechtsspezifische Zuordnung von Mütterlichkeit und Väterlichkeit.

Je älter ein Kind wird, desto mehr schwächt sich in diesem Punkt die Geschlechtsspezifität ab. Mütter müssen auch väterlich handeln und Väter mütterlich. Dennoch habe ich den Eindruck, dass sich die Geschlechtsspezifität bei den Themen Mütterlichkeit und Väterlichkeit nie vollständig auflöst.

Der zweite Punkt auf den ich zum Abschluss noch einmal deutlich hinweisen möchte, ist der des partnerschaftlichen Miteinanders von Mutter und Vater. Das Handeln von Mutter und Vater

gegenüber dem Kind ist nie ein isoliertes Handeln und so kann Väterlichkeit nie von Mütterlichkeit losgelöst gelebt werden. Immer stehen beide als Eltern gemeinsam und miteinander in der Verantwortung. Und das gilt selbst dann, wenn die Eltern getrennt sind und/oder sich einen fortwährenden Kampf liefern. Um es positiv auszudrücken: Väterlichkeit und Mütterlichkeit sind partnerschaftliche Konzepte und sie erfordern daher das partnerschaftliche Miteinander der Eltern.